

Barbara Stambolis

Flüchtlingskindheiten im historischen Rückblick: Lebenslange Folgen und Auswirkungen auf nachfolgende Generationen

Überblick:

Kriegskinder des Zweiten Weltkriegs im Rückblick auf ihr Leben	1
Hilfsinitiativen für Kriegskinder des Zweiten Weltkriegs	2
Innere Einsamkeit und Ungeborgenheit als Lebensgefühl	3
Auswirkungen auf nachfolgende Generationen?	4
„Empathie“ im Mehrgenerationengespräch	5
Angaben zur Autorin	6

Kriegskinder des Zweiten Weltkriegs im Rückblick auf ihr Leben

Flucht und Vertreibung gehörten zu den unmittelbaren Kriegserfahrungen der Generation, für die der Zweite Weltkrieg und die Jahre nach 1945 prägend waren, als weite Teile Europas einer Nomadenlandschaft glichen. Die Kriegskinder des Zweiten Weltkriegs haben viele belastende, wenn nicht gar traumatische Erfahrungen gemacht. Zahlen sind hier nicht entscheidend, es seien lediglich einige wenige genannt: Ca. 14 Millionen Menschen verloren zwischen 1944 und 1947 ihre Heimat. Mehr als 2 Mill. Zivilisten kamen auf der Flucht und während der Vertreibung ums Leben (mehr als die Hälfte Frauen und Kinder). In Europa wuchsen nach 1945 schätzungsweise 12 Millionen Kinder ohne Vater auf, in Deutschland dürfte es mit 2,5 Millionen ungefähr jedes vierte Kind gewesen sein. Wenn die Väter aus dem Krieg heimkehrten, waren sie oft physisch und psychisch versehrt und blieben für die Kinder unerreichbar.

Eine große Gruppe ehemaliger Kriegskinder des Zweiten Weltkriegs, die den Verlust ihrer Heimat erlebt haben, beginnt seit einigen Jahren intensiv über dieses Thema für das eigene Leben nachzudenken. Einstige Kriegskinder fragen sich, welche Belastungen und daraus erwachsende Haltungen auch bei ihren Kindern und Enkeln noch Spuren hinterlassen haben könnten. Beunruhigend erscheint der Blick zurück nicht zuletzt deshalb, weil aktuelle Bilder der Kinder und Jugendlichen, die auf der Flucht vor Krieg und Gewalt Zuflucht in Europa suchen, denen aus den Jahren um das Ende des Zweiten Weltkriegs in mancherlei Hinsicht ähneln. Aktuelle Fotos rufen innere Bilder bei denjenigen wach, die während der nationalsozialistischen Diktatur und infolge des Zweiten Weltkriegs in mehrfacher Hinsicht entwurzelt wurden: Sie hatten ein Dach über dem Kopf, Haus und Hof, die vertraute Umgebung, ihre Geburts- oder Gefühlsheimat verloren, Orte, an denen sie sich geborgen fühlten. Für viele kamen weitere Belastungen und Verunsicherungen hinzu: vor allem durch den Verlust von Angehörigen, nicht zuletzt des Vaters, der ‚gefallen‘, vermisst, verschollen oder in Gefangenschaft unter oft ungeklärten Umständen umgekommen war.

Lange haben die Kriegskinder von einst nicht über ihre Erfahrungen gesprochen. Erst rund 60 Jahre nach Kriegsende schienen sich gleichsam Schleusen zu öffnen, als eine ganze Reihe von Angehörigen dieser Generation nach einem arbeitsreichen Leben begann, noch einmal zurückzublicken auf das Kind, das sie einst gewesen waren. Nicht selten und für die Betroffenen in beunruhigender Weise meldet sich dieses Kind auch ungefragt zu Wort: „Der Krieg wird nie aufhören. Ich weiß es. Sieben Jahrzehnte Leben haben es mich gelehrt“, schrieb beispielsweise Peter Härtling, Jahrgang 1933, in seinem autobiografischen Buch „Leben lernen“ über seine Kindheit im Zweiten Weltkrieg und die lebenslangen Spuren kindlicher Kriegs- und Nachkriegserlebnisse. Härtling, ein elternloses Flüchtlingskind, weiter: „Die Alpträume kehren wieder ... Ich rede mich zurück und zugleich heraus, denn nichts wird mir unheimlicher und lästiger als das erinnernde Kind.“

Hilfsinitiativen für Kriegskinder des Zweiten Weltkriegs

Angesichts der unzähligen seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs geführten Kriege sowie der derzeit weltweit stattfindenden bewaffneten Konflikte und *gewaltsamen Auseinandersetzungen* stellen sich in besonders eindringlicher Weise Fragen nach Langzeitbelastungen für viele Millionen derzeit betroffener Menschen, von deren Schicksalen wir nicht nur medial erfahren, sondern denen wir in der eigenen Umgebung begegnen. Auf der Suche nach geeigneten Hilfsangeboten liegt es nahe, den Blick darauf zu richten, wie den Kriegskindern des Zweiten Weltkriegs geholfen wurde, welche Initiativen damals geeignet waren, nicht nur die materielle, sondern auch die seelische Not zu lindern. Die Psychologin Emmy Werner, geb. 1929, die den Zweiten Weltkrieg in Deutschland erlebt hatte, erinnerte auf einem internationalen Kriegskinderkongress 2005 in ihrem Einführungsvortrag daran, wie sie in Frankfurt nach Kriegsende unzählige Flüchtlinge und Verschleppte beobachtet habe. Alle waren erschöpft, nicht zuletzt seelisch, besonders die Kinder. Aber sie betonte auch stärkende und schützende Faktoren, die trotz massiver Verlust- und Gewalterfahrungen sowie einer insgesamt prekären Lebenssituation eine gewisse Stabilisierung für die damaligen Kinder und Jugendlichen bedeuteten. Dies konnten Umgebungen sein, die einen sicheren Rückhalt darstellten und zugewandte Menschen, die perspektivisch ermutigend wirkten. Dies konnten auch Halt gebende Gemeinschaften Gleichaltriger sein, oder Menschen, die ein Netz mit breiten Unterstützungsangeboten und Möglichkeiten der Orientierung und Beheimatung ausspannten.

„Damit Hilfe Flügel bekommt“, bedarf es des historischen Wissens um die Bedeutung belastender Kriegs- und Gewalterfahrungen für Heranwachsende, aber auch einer Kenntnis der Chancen, die sich daraus ergeben, wenn Menschen Initiativen entfalten, vielleicht auch vor dem Hintergrund entsprechender eigener Erfahrungen. Es kann hier nicht die gesamte Breite der Hilfen für die Kinder des Zweiten Weltkriegs angesprochen werden, zu nennen wären beispielsweise Organisationen wie die Nothilfe- und Wiederaufbauverwaltung der Vereinten Nationen, kurz *UNRRA*, CARE (Cooperative for American Remittances to Europe) oder CRALOG (Council of Relief Agencies Licensed to Operate in Germany), ferner die Quäkerspeisungen, „International Help for Children“, mit deren Hilfe 1947 deutsche Kinder nach England gelangten. Zu den Hilfsangeboten in großem Stil gehörte auch die „Schweizer Spende“, eine Sammelaktion für Kriegsopfer, mit der in den Jahren 1944 bis 1948

Hilfstätigkeiten in 18 europäischen Ländern ermöglicht wurden, Speisungen, z.B. medizinische Hilfsangebote und Erholungsaufenthalte von Kindern. Im Rahmen der „Schweizer Hilfe“ übernahm das Schweizerische Rote Kreuz die so genannten „Kinderzüge in die Schweiz“, d.h. Aufenthalte für bedürftige Kinder der Jahrgänge 1937-1942 (zumeist für drei Monate) in Schweizer Familien und Erholungseinrichtungen in der Schweiz. Das Besondere an der „Schweizer Spende“ war, dass sich eine ganze Reihe von Schweizern daran durch ihren persönlichen Einsatz und nicht nur materiell beteiligte, in ähnlicher Weise, wie dies auch noch für Hilfe aus Schweden und von Seiten der Quäker zutraf.

Ferner boten „Kinderdörfer“ einen Schutzraum für traumatisierte Kinder aus vielen am Zweiten Weltkrieg beteiligten europäischen Ländern. Der Gründer dieses Dorfes hatte die Breite der Schweizer Hilfen durchaus im Blick, auch die in der Regel dreimonatigen Erholungsaufenthalte vieler Kinder. Damit sei, so glaubte Walter Robert Corti 1946, schwer geschädigten Kindern und Waisen jedoch nicht geholfen: „So lassen sich infirme, tuberkulöse und stärker verwahrloste Kinder aus naheliegenden Gründen nicht in gesunden Familien hospitalisieren“, meinte er. Corti weiter: „Ähnlich verhält es sich mit den Vollwaisen, für die ein Dreimonteaufenthalt in unseren Verhältnissen zwar für diese Dauer ein Glück ohnegleichen sein kann, das dann aber mit der Rückkehr in die grauen, trostlosen Baracken einer verarmten staatlichen Fürsorge bitter bezahlt werden muss. Sie können ja nicht mehr zu ihren Lieben heim. Sie brauchen eine grundsätzliche Hilfe, die ihrer seelisch-sozialen Notlage gerecht wird, man muss ihnen die Gelegenheit einer guten Erziehung und Ausbildung schaffen, muss ihnen solange helfen, bis sie sich selber helfen können – bis sie, im Besitze eigener Kräfte, das Leben selber meistern können. Für solche Kinder wird in Trogen das Kinderdorf Pestalozzi gebaut.“ Der prominente Psychoanalytiker Alexander Mitscherlich hat diese Art der Hilfe für Kriegskinder damals ausdrücklich begrüßt, indem er betonte: „Wer aus Stichproben den Grad der Verwahrlosung der heute 12-15jährigen kennt, wer die heute noch in Kliniken und Notasylen untergebrachten Dauerkrüppel des Bombenkrieges gesehen hat, weiß, dass hier Aufgaben vorliegen, welche keinerlei Aufschub dulden. Der Einfall, für diese unschuldigen Kriegsoffer in einem Kinderdorf eine heitere Umwelt zu schaffen, muss geradezu als erlösend bezeichnet werden.“

Innere Einsamkeit und Ungeborgenheit als Lebensgefühl

Dass zahlreiche einstigen Kriegskindern des Zweiten Weltkriegs während ihres Heranwachsens „Beschützer ihrer kindlicher Seelen“ und im weitesten Sinne „beschützende“ Umgebungen gefehlt hatten, steht außer Frage. Argyris Sfountouris (geb. im September 1940) überlebte 1944 das Massaker einer deutschen SS-Division in Distomo, einem Dorf auf dem Peloponnes. Als Rache für einen Partisanenangriff wurden dort 218 Bewohner ermordet, unter ihnen Frauen, Kinder und alte Menschen. Argyris verlor seine Eltern und weitere Angehörige. In dem auf den Zweiten Weltkrieg in Griechenland folgenden Bürgerkrieg verbrachte er vier Jahre in griechischen Waisenhäusern, bevor er im April 1949 Aufnahme im Pestalozzi-Kinderdorf Trogen in der Schweiz fand, wo er bis zu seinem Abitur blieb. Er brachte sein Lebensgefühl mit folgenden Worten auf den Punkt: „Mein Leben ist immer ein Provisorium. Ich komme mir immer ein wenig wie ein Wanderer vor. Und da ist es schwierig, jemanden zu finden, der mit ähnlichen Zielen auf Wanderschaft kommen will. Dann ist für

mich nicht in erster Linie das Zusammenleben ein Ziel, es war nicht in erster Linie das Fehlen einer Partnerin oder eines Partners. Es ist das Fehlen des Wunsches, mich irgendwo niederzulassen und zu sagen: ‚Das ist es jetzt‘.“

Einer ganzen Reihe von Angehörigen der Kriegskindergeneration des Zweiten Weltkriegs ist während ihrer seit einigen Jahren erst intensiven Beschäftigung mit ihrer Kindheit nicht zuletzt deutlich geworden, dass der offene Umgang mit Gefühlen für sie ungewohnt ist. Ihrem Wunsch, mit ihren mittlerweile erwachsenen Kindern ins Gespräch zu kommen, lag bzw. liegt nicht zuletzt die Frage zugrunde, was sie möglicherweise un- oder halbbewusst – beispielsweise Ängste und Unsicherheiten aus ihrer Kindheit – weitergegeben haben könnten. Dabei steht häufig folgendes Thema mit im Mittelpunkt: Betroffene schildern ihre innere Einsamkeit und Ungeborgenheit als Kinder, vor allem eine aus der Rückschau als grundlegend empfundene fehlende körperliche Nähe zu ihren Müttern und ihre eigene möglicherweise auf frühen Erfahrungen resultierende Unfähigkeit, Zärtlichkeit zu zeigen, die eigenen Kinder beispielsweise umarmen zu können.

Das folgende Beispiel der Frau H., 1938 geboren, scheint in gewisser Weise exemplarisch für die rückblickende Selbstwahrnehmung einstiger Kriegskinder mit Verlust- und Fluchterfahrungen zu sein. Frau H., die mit ihrer Mutter und ihrem Bruder geflohen war und nach 1045 auch ohne Vater aufwuchs, wünschte sich ausdrücklich ein grundlegendes Gespräch mit ihren Kindern, um zu klären, inwiefern es ihr als Mutter an emotionaler Wärme und somit der Fähigkeit gefehlt habe, ihre Kinder „in den Arm zu nehmen“. Wörtlich teilt sie zu dem Kind, das sie – ihrer Erinnerung nach – gewesen war, mit: „Ich war das Kind, was immer zu funktionieren hatte. Ich hab auch immer funktioniert. [...] ja, ich hab meine eigenen Gefühle nicht so wahrgenommen. [...]... ich hab einfach keine Kindheit gehabt in dem Sinne.“ Sie habe, so Frau H., mit „Körperlichkeit ganz große Probleme“, auch ihren Kindern gegenüber gehabt; sie habe manchmal an ihrer Fähigkeit gezweifelt, „Liebe überhaupt zu zeigen“. Sie erinnere sich daran, dass ihr jüngerer Sohn (1966 geb.) sie einmal, als er bereits erwachsen gewesen sei, zur Begrüßung umarmt und gesagt habe: „Jetzt lass dich doch mal richtig anfassen.“ Ja, antwortete der jüngere Sohn in unserem Gespräch mit seiner Mutter und seinen Geschwistern, da sei „zu wenig Körperlichkeit“ gewesen, vor allem „zu wenig gespürte Nähe“. Der ältere Sohn (1962 geb.) und die Tochter (1963 geb.) bestätigten diese Wahrnehmung.

Auswirkungen auf nachfolgende Generationen?

In „Kriegsenkel-Foren“, die sich seit einer Reihe von Jahren in vielen Städten gebildet haben, wird die Frage der Gefühlskälte in den Familien, die lediglich materielle Sorge der Kriegsgeneration für ihre Söhne und Töchter, die innere Unerreichbarkeit der Eltern derzeit oft beklagt. In einem sehr häufig genannten Buch aus der Enkelgeneration, „Wir Kinder der Kriegskinder“, 2008 von der Journalistin Ann Ev Ustorf herausgebracht, in dem sie einige Angehörige der Jahrgänge 1955 bis 1975 befragt, heißt es dazu: „Wir sind eine Generation, deren Lebensgefühl geprägt ist von emotionalen Erfahrungen von Heimatlosigkeit, die gut 60 Jahre zurückreichen: die Heimatlosigkeit, das Gefühl, sich nirgends verwurzeln zu können, die eingepfimte Existenzangst, Bindungsschwierigkeiten ... und vor allem das Gefühl, bei den Eltern etwas wieder gutmachen zu müssen ... all das sind oft Folgen der elterlichen Kriegs-, Flucht- und Vertreibungserfahrung.“ Äußerungen wie diese haben eine bemerkenswerte

Resonanz gefunden, Experten, Psychologen und Psychoanalytiker beispielsweise warnen vor derartigen Schlussfolgerungen und betonen, wie schwer es sei, die Weitergabe traumatischer Erfahrungen in die zweite und dritte Generation tatsächlich nachzuweisen. Ernstzunehmende Zweifel wurden z.B. in einer umfangreichen Studie über Auswirkungen des Hamburger Feuersturms auf Kinder und Enkel derjenigen geäußert, die das Inferno des Bombenkrieges als Kinder in Hamburg überlebt hatten. Anzumerken wäre in diesem Zusammenhang auch, dass die Ergebnisse wissenschaftliche Studien, die sich mit der transgenerationalen Weitergabe traumatischer Erfahrungen von Holocaustüberlebenden befassen, nicht ohne Weiteres auf diverse belastende Kriegserfahrungen und deren Weitergabe bezogen verallgemeinert werden können.

Differenzierung ist auch aus historischer Sicht angebracht. Deshalb abschließend ein vielleicht – bezogen auf die Kriegsenkelfrage eine etwas provozierende – Überlegung: Die Kriegskinder des Zweiten Weltkriegs, so mein Ansatz als Historikerin, sind ja selbst bereits Kriegsenkel, denn ihre Eltern gehörten in großer Zahl der Kriegsjugend- und Kriegskindergeneration des Ersten Weltkriegs an, geboren in den Jahren 1900 bis 1914 bzw. 1914 bis 1918. Eine ganze Reihe Angehöriger der Kriegskindergeneration des Zweiten Weltkriegs steht heute, im Alter, deshalb vor einer für viele von ihnen überraschenden Einsicht. Viele stellen fest, dass sie mit ihren Kindheitserfahrungen, zu denen Hunger, die Trennung von Angehörigen, der Verlust des Vaters und älterer Geschwister und weitere Belastungen zu zählen sind, nicht alleine sind. Ihnen wurde beziehungsweise wird oft erst seit kurzem in der Beschäftigung mit der eigenen Kindheit und Jugend deutlich, dass bereits im Ersten Weltkrieg etwa der Großvater väterlicher- oder mütterlicherseits und weitere männliche Familienangehörige umgekommen waren. Auch die von Angehörigen der Kriegskindergeneration des Zweiten Weltkriegs verinnerlichte Haltung, in Grenzsituationen seelischer Einsamkeit, Verlassenheit und Angst nicht zu klagen oder zu weinen, stellt sich beim Rückblick auf die Geschichte des 20. Jahrhunderts keineswegs als generationelles Alleinstellungsmerkmal heraus. Forscherinnen und Forscher, die sich diesem wissenschaftlichen Feld zuwenden, finden ihrerseits eine Fülle von Anhaltspunkten dafür, dass die Generation der Kriegskinder des Ersten wie die des Zweiten Weltkriegs zu funktionieren, ‚tapfer‘ zu sein und sich ‚durchzubeißen‘ hatte und dass ersteren ebenso wie letzteren oft „Beschützer ihrer kindlicher Seelen“ gefehlt hatten.

„Empathie“ im Mehrgenerationengespräch

Dass Angehörige der Kriegsgeneration des Zweiten Weltkriegs sich heute im Gespräch mit Kindern und Enkeln auf wohl lange vernachlässigte Gefühlsbedürfnisse einlassen, ist angesichts ihrer Erfahrungen keineswegs selbstverständlich. Wenn sie den Mut dazu aufbringen, sich solchen Entwicklungs-„Aufgaben“ im Alter zuzuwenden, gelingt es ihnen oft auch, ihre Kindheit als Teil ihres Lebens anzunehmen, wobei sie sich oft auch der Stärken ihrer frühen Prägungen bewußt sein und auf diese zurückgreifen können, ihr ausgeprägtes Verantwortungsbewußtsein, Verlässlichkeit, Selbständigkeit und Tatkräftigkeit beispielsweise. Einer ganzen Reihe von Kriegskindern, Männern wie Frauen, gelingt es außerdem seit einigen Jahren, „Mitleid“ im Sinne von empathischem Mitgefühl für das „Kind von einst“ zuzulassen, ein nicht selten auch im Familiengespräch durchaus klärender und

manchmal wohl geradezu befreiender Schritt. In einem Gespräch zwischen einen Angehörigen der Kriegsgeneration und seinem Sohn z.B. teilte letzterer mit, die Beschäftigung mit der Kindheit seines Vaters habe bei ihm dazu geführt, sich in die „Bedürftigkeit“ seines alten Vaters stärker als zuvor einzufühlen. Er könne seinen Vater heute „in den Arm nehmen“, das habe dieser in seiner Kindheit vermissen müssen.

Angaben zur Autorin

Professor Dr. Barbara Stambolis, Professorin für Neuere und Neueste Geschichte an der Universität Paderborn; Veröffentlichungen u.a.: „Kriegskinder zwischen Hitlerjugend und Nachkriegsalltag“ und „Töchter ohne Väter. Frauen der Kriegsgeneration und ihre lebenslange Sehnsucht“(2012), „Vaterlosigkeit in vaterarmen Zeiten“ (2013); Aufgewachsen in eiserner Zeit. Kriegskinder zwischen Erstem Weltkrieg und Weltwirtschaftskrise (2014). Beiträge zu: „Kinder und Krieg. Epochenübergreifende Analysen zu Kriegskindheiten im Wandel“ und: „Flakhelfer, Schüler- und Kindersoldaten. Eine Altersgruppe im Rückblick auf ihre Erfahrungen im Zweiten Weltkrieg und nach Kriegsende“ (2015)